

Blätter für Belehrung und Unterhaltung.

Ein Beiblatt zur Saale-Zeitung.

No. 32.

Halle a. d. S., Sonntag 12. August.

1888.

Inhalt: Auf Hohen-Moor. Novelle von Claire von Glümer. (Fortf.) — Die spanische Armada. — Land- und Hauswirtschaft: Die Kultur der Brunnentresse. Von Friedrich Sud. Naleen und Camelen nach der Blüthe zu behandeln. Gegen das Ausflühen des Viehes. — Schach. — Räthsel. — Feuilleton: Mannichsalziges: Ein Eisenbahn-Jubiläum. Literatur und Kunst.

Der Nachdruck aller Original-Artikel ist untersagt.

Auf Hohen-Moor.

Novelle von Claire von Glümer.

(Fortsetzung.)

Eine Weile war Jobst Clamor völlig rathlos; dann sagte er sich selbst, daß er alles daran setzen müsse, Regine's Vorhaben zu vereiteln. Durch Zurücktelegraphiren war nichts mehr zu erreichen, — sie mußte längst unterwegs sein. Einen Augenblick dachte er daran, ihr entgegen zu fahren, um sie auf einer engeren Station zurückzuhalten; aber die Möglichkeit, sie zu verfehlen, ließ ihn dies Projekt wieder aufgeben. Es blieb nichts übrig, als sie in Eisenhof zu erwarten und — zu ihr einsteigend — mit demselben Zuge weiter zu fahren.

Nachdem er zu diesem Entschlusse gekommen war, kehrte er zu seinen Briefe an den Vater zurück; aber zu dem ausführlichen, besonnenen Schreiben, das er beabsichtigt hatte, fehlte ihm jetzt die Ruhe; er zerriß Blatt auf Blatt, um in einer anderen Tonart zu beginnen, die ihm bald wieder als unrichtig erschien.

Immer aufs neue mußte er an Regine's Gewaltthat denken, und seine erregte Phantasie malte ins Ungeheuerliche aus, was geschehen könnte, wenn er auf der Station, oder im Coupé mit Bekannten zusammentraf, oder erkannt wurde, wo er mit Regine Quartier nahm. Vor allem fragte er sich mit wachsender Besorgniß, wie das Kind, das kürzlich erst drei Viertel Jahr alt geworden, die lange Winterreise überstehen würde? — Zum erstenmale war er ernstlich unzufrieden mit Regine; bisher hatte er sich nach jeder Richtung unbedingt auf sie verlassen, hatte sich unbewußt in eine bequeme Abhängigkeit eingelebt und fühlte sich nun, da er sich nicht nur der bisherigen Leitung entziehen, sondern sie bekämpfen mußte, in seinem Rechte gekränkt und seines Haltes beraubt.

Endlich hatte er aber doch mit nervös zitternden Händen ein paar Zeilen zusammengebracht, die ihm genügten. Sie lauteten:

„Lieber Vater! Tante Eveline hat mir Dein Ultimatum mitgetheilt. Daß ich zu einer so plötzlichen Umgestaltung meiner

Lebensweise augenblicklich Ja sage, wirst Du ebensowenig verlangen, wie ich ohne weiteres Nein sagen möchte. Gönn mir, ich bitte Dich, eine Frist der Ueberlegung; meine Rückkehr nach Leipzig ist ohnehin zur Ordnung meiner Angelegenheiten nöthig, und ich gehe gleich, da unser Zusammensein im Augenblick nur peinlich wäre. Für Deine großmüthigen Auerbietungen danke ich Dir von Herzen, auch wenn ich nicht imstande sein sollte, sie anzunehmen. Noch dankbarer würde ich sein, wenn Du es über Dich gewinnen könntest, mir den Weg zu verzeihen, den ich vielleicht, Deinen Wünschen zuwider, einschlagen muß. Lebe wohl, grüße Tante Eveline und Emy und gedenke ohne Groll Deines dankbaren Sohnes

Jobst Clamor.“

Er war eben mit dem Briefe fertig, als die Tischglocke läutete; er steckte ihn ein und begab sich in den Speisesaal, wo ihm heute nur Wulf Gesellschaft leistete. Jeder war zu sehr mit sich selbst beschäftigt, um die Versunkenheit des andern zu beachten, und als Jobst Clamor, ehe sie sich reumten, dem Vetter mittheilte, daß er im Begriff sei, nach Leipzig zurückzukehren, und den Vetter bat, seinen Abschiedsbrief an den Vater abzugeben, nahm Wulf das Schreiben so gleichmüthig in Empfang, als wäre Jobst's Abreise längst bestimmt gewesen.

„Thue mir aber die Liebe, den Brief nicht abzugeben, bis der Nachmittagszug fort ist,“ fügte Jobst Clamor diplomatisch hinzu, und Wulf versprach, der Weisung nachzukommen.

„Ich werde, um dem Onkel nicht zu früh in den Weg zu kommen, mit dir nach Eisenhof fahren,“ fügte er hinzu; aber das lebte Jobst Clamor so heftig und entschieden ab, daß sich Wulf halb verwundert, halb verletzt entfernte.

So war denn alles zur Abreise fertig; aus dem Fenster des Speisesaals sah Jobst Clamor, daß der Schlitten vorfuhr, befahl dem Reitknecht, sein Gepäck zu holen, und ging selbst in sein Zimmer hinauf, sich in die Reisepelze zu hüllen. Von

Mannichsalziges.

Ein Eisenbahn-Jubiläum.

In wenig Monaten kann Berlin und mit ihm ganz Preußen die fünfzigste Wiederkehr des Tages feiern, an dem die erste preussische Eisenbahnstrecke eröffnet wurde. Welch ein Leben herrichte am 21. Sept. 1838 in Berlin, und besonders der Potsdamer Platz war von Menschenmassen bedeckt. Dort befuhr, wie in „Ueber Land und Meer“ berichtet wird, an jenem Tage von einem kleinen, unscheinbaren Gebäude aus der Dampfswagen zum erstenmale die Heilstrecke Berlin-Behlendorf. Am 29. Okt. folgte dann die Eröffnung der ganzen Linie Berlin-Potsdam. Aber man hatte sich das Dampfproß schneller ziehend gedacht; den Berlinern war das Fahrtempo zu langsam und die Behörden erhielten deshalb eine scherzhafte Petition des Inhalts, es möchte doch endlich die Belästigung der Passagiere während der Fahrt durch Bettler aufhören und ferner möge man auf die Invaliden achten, die mit Stelzfüßen neben den Wagen um milde Gaben bittend herkieben. Viele ängstliche Gemüther verschworen sich, wegen Gefährlichkeit nie eine Eisenbahn zu benutzen und fromme Seelen behaupteten gar, die Bahn sei Teufelswerk und die Rache dafür würde nicht ausbleiben, daß man in solcher Weise, wie dies mit dem Dampfswagen geschähe, der natürlichen Fortbewegung, wie sie Gottes Wille sei, spote! Bekannt ist wohl, daß selbst

König Friedrich Wilhelm III. dem neuen Unternehmen gleichgiltig gegenüber stand. „Kann mir keine große Glückseligkeit dabei vorstellen, ob man einige Stunden früher in Potsdam ankommt oder nicht,“ waren seine Worte und es dauerte längere Zeit, ehe der König sich zu einer Eisenbahnfahrt entschloß, obwohl seine Söhne an der ersten Fahrt theilgenommen, wobei der damalige Kronprinz, spätere König Friedrich Wilhelm IV., auf der Lokomotive stehend, in die prophetischen Worte ausbrach: „Diesen Karren, der durch die Welt rollt, hält kein Menschenarm mehr an.“ Seiner eifrigen Förderung war die Ueberwindung vieler Hindernisse, welche sich dem Unternehmen entgegenstellten, zu verdanken; u. a. Hindernissen war bemerkenswerth die Beschränkung mancher Geister; sagte doch der erste Verkehrsbeamte des Staates, Generalpostmeister v. Nagler, als ihm der Entwurf zum Bau der Bahn nach Potsdam vorgelegt wurde: „Dummes Zeug! Ich lasse täglich diverse sechszigste Posten nach Potsdam gehen und es sitzt niemand darin; nun wollen die Leute gar eine Eisenbahn dahin bauen! Wenn sie ihr Geld absolut los werden wollen, so werfen sie es doch lieber gleich zum Fenster hinaus, ehe sie es zu solchen unsinnigen Unternehmungen hergeben!“ Manche Beronen konnten ihr Leben lang ihre Abneigung gegen die Eisenbahn nicht überwinden; zu ihnen gehörte auch der Oberpostdirektor Schneider, der nach in den fünfziger Jahren, als er einer Einladung Friedrich Wilhelms IV. nach Sanssouci zur Tafel Folge leistete, mittels Extrapost von Berlin nach Potsdam und zurück fuhr.

Lante Eveline Abschied zu nehmen, wollte er sich selbst und ihr ersparen, sie mußte sein Verschwinden auch ohne Erklärung verstehen.

Langsam ging er die Treppe hinunter; plötzlich fuhr er aus seinen Gedanken auf und blieb lauschend stehen. Er hatte sich nicht getäuscht, es war des Vaters Stimme, die vom Flur heraufschallte.

„Nichts da!“ sagte er in seiner herrischen Weise. „Heinrich soll anspringen, und du trägst die Sachen wieder hinauf und sagst meinem Sohne, ich hätte vor seiner Abreise mit ihm zu sprechen. Vorher muß ich aber den Förster und den Inspektor abfertigen, — ich werde nach dem Dunter schicken, wenn ich wieder frei bin.“

Hastig kehrte Jobst Elamor um und in sein Zimmer zurück. In stummer Wuth biß er die Zähne zusammen: wie ein Schulbube wurde er behandelt, und es war seine Schuld! Warum ließ er sich's gefallen? Warum hatte er nicht den Wuth, trotz des Vaters Befehl fortzufahren? Aber er hatte ihn nicht. Schweigend nahm er die Bestellung des Heintreichs hin und lief dann, wie ein gefangenes Thier im Käfig im Zimmer auf und nieder.

Was nun beginnen? Wenn er nicht fort konnte, blieb nichts übrig, als dem Vater zu sagen: „Ich bin verheirathet, — Weib und Kind warten auf mich in Eisenhof.“

Wie aber sollte er dies Geständniß über die Lippen bringen? Eine sinnlose Angst krampfte ihm das Herz zusammen, wenn er sich dem strengen Gesicht, den durchdringenden Augen gegenüber dachte. Es blieb ihm nichts anderes übrig, er mußte sich heimlich entfernen.

Nach kurzem Besinnen war er dazu entschlossen; für die Möglichkeit, das gefürchtete Geständniß hinauszuschieben, hätte er Schwereres auf sich genommen, als eine Fußwanderung nach Eisenhof in Nacht und Nebel. Uebrigens konnte er, wenn er den Fußpfad über den Schäferberg und Schäferdorf einschlug, fast eine Wegstunde der Entfernung abschneiden. So packte er denn aus dem Koffer, den er nicht fortzubringen wußte, das Unentbehrlichste, vor allem sein Manuscript, in eine Reisetasche, zog ein Paar hohe Jagdstiefel und einen Jagdpeß an, nahm den Reispels darüber, so daß seine schlankte Gestalt nicht zu erkennen war, legte einen alten breitrandigen Hut auf, der sein Gesicht beschattete, gelangte über eine wenig betretene Seitentreppe unbemerkt in den Garten, eilte an Hecken und Bostets entlang den Parkanlagen zu, erreichte, sie durchschneidend, den Wald und schlug den Weg ein, der am Ufer des wilden, vom Schwarzmoor herunterkommenden Schwarzbaches aufwärts führt. Anfangs hatte er hier wie im Park durch tiefen Schnee zu waten, aber je höher er stieg, umso mehr hatte der gestrige Sturm den Weg reingefegt; nur die heutige Flockendecke lag schlüpfrig auf den Felsstufen des Pfades. Dennoch wurde er bald so milde, daß er nur langsam vorwärts kam; das Tragen der Tasche, der schwere Pelz waren ihm hinderlich, und mit Besorgniß dachte er an die Möglichkeit daß es dunkel werden könnte, ehe er das auf der Höhe liegende Schäferdorf und den von dort aus abwärts führenden Fahrweg erreichte.

Kaum glaublich aber erscheint uns heute folgende Thatsache: Der berliner Stadtrath, spätere Stadthalter Keibel, ein um die Stadtverwaltung so verdienster Mann, daß man nach ihm eine Straße benannte, bereitete einst den Bürgern des Friedrich-Waisenhauses dadurch eine besondere Freude, daß er sie auf der Eisenbahn nach Potsdam und wieder zurückbefördern ließ. Bald darauf erhielt er im Magistratscollegium eine gelinde Zurechtweisung mit dem Zusatz, „ob er denn gar nicht an die Gefahren gedacht, denen er die Waisenkinder ausgesetzt hatte!“ Das geschah vor 48 Jahren!

Literatur und Kunst.

* Denkmal der Liebe; Predigten des † Generalap. D. Jaspis. Gotha, Berthes. Der Sohn des am 20. Dez. 1885 heimgegangenen Generalap. Jaspis veröffentlicht in diesem Bändchen 18 Predigten seines Vaters, welche denen eine willkommene Gabe sein werden, welche die überzeugungsstarke und gedankenvolle Predigtweise von Jaspis zu würdigen wissen. Ob die Auswahl immer das rechte getroffen hat, mag dahingestellt bleiben; einige Predigten tragen einen stark dogmatischen Charakter; auch in formeller Beziehung wäre verschiedentlich die bessernde Hand anzulegen gewesen. Aber werthvoll bleibt die Gabe immerhin und wird namentlich da dankbar angenommen werden, wo das Wirken des verewigten Jaspis noch in guter Erinnerung steht.

Der Pfad, den er jetzt verfolgte, wurde steiler und gefährlicher, je höher er aufstieg; ein Fehltritt, ein Ausgleiten, und der Wanderer lag hilflos zwischen den Felsblöcken des Flußbettes oder wurde von den Strubeln, die hin und wieder durch die Eisdecke brachen, in die Tiefe gerissen. Jobst hatte, wie er jetzt erkannte, seine Kraft überschätzt und überlegte eben, ob er nicht besser thäte, umzukehren, um im Schutze der Dunkelheit die sichere Fahrstraße zu verfolgen, als er von der Höhe einen Mann herunterkommen sah, der sich vielleicht zum Tragen der Sachen bereit finden ließ. Es war ein stämmiger Mensch in verschliffener städtischer Kleidung. In der Hand hielt er einen wuchtigen Knotenstock; er kam mit elastischen Schritten, mehr springend als gehend, heran, einem Banditen ähnlich, als seine schwarzen Augen halb mißtrauisch, halb drohend Jobst Elamor unter dem Hute hervor anblitzten.

„Heba, Sie . . . wollen Sie mit mir umkehren und mir die Tasche nach Eisenhof tragen?“ fragte Jobst den ihm begegnenden unheimlichen Menschen, und fügte, als dieser wie überlegend stehen blieb, hinzu: „Sie sollen gut dafür bezahlt werden.“

Der Mann lachte auf.

„Gut bezahlt, — natürlich! Das ist 'n Zauberwort, was alles bewirkt!“ sagte er höhniisch mit heiserer Stimme. „Na, geben Sie her . . . gut bezahlt! Meine Frau mag ihre Sehnsucht nach mir noch ein paar Stunden länger aushalten!“

Mit abermaligem Aufschaden entriß er Jobst Elamor die Reisetasche und trat zurück, ihn voranzugehen zu lassen.

Nach wenigen Schritten, — er hatte mit schnellem Ueberblick eine alte Adresse auf der Tasche entdeckt und gelesen, — sagte er: „Mit Verlaub, Herr, wenn Sie hier Bescheid wissen, ich habe in Hohen-Moor ein paar gute Freunde gehabt und möchte wissen, wie's damit aussieht.“

Jobst Elamor blieb stehen.

„In Hohen-Moor, — Sie?“ rief er.

„Na, warum denn nicht!“ fiel ihm der Mann mit häßlichem Lachen ins Wort. „Natürlich nicht in den Herrschaftszimmern, aber im Stall und in der Küche; da giebt's auch Freundschaften und Liebesgeschichten, Bosheit und Faltschheit, wie im feinsten Salon. Mein Freund — so emer, der mir gern die Augen ausgefragt hätte, — war der Schäfer des Herrn Grafen, der Thomas Reinholdt, — na, der alte Geißel wird wohl nur noch mit den Würmern im Grabe Freundschaft halten.“

„Sie irren, der alte Reinholdt lebt,“ antwortete Jobst Elamor, dem sein Begleiter immer unheimlicher wurde.

„Was Sie sagen!“ rief der Mann. „Der Reinholdt lebt noch, — ein unverwundter alter Bursche, der nicht genug kriegen kann. Und seine Tochter, die Lene, eine Hechlerin und Heulliese, wie's gewiß keine zweite giebt, spinnt die auch noch ihre Seide und ihre Intrigen in Hohen-Moor?“

„Sie ist Kammerfrau der verwitweten Gräfin und steht bei der Herrschaft in hohem Ansehen,“ gab Jobst Elamor unwillig zur Antwort. „Damit lassen Sie es genug sein,“

* Die bei Wilhelm Friedrich in Leipzig erscheinende Monatschrift für Literatur und Kunst, „Die Gesellschaft“, die sich mehr und mehr zu einer der originellsten und interessantesten Revuen Deutschlands entwickelt, hat ihren Umfang bedeutend vermehrt und erscheint seit April d. J. in bereits doppelt so starken Heften als bisher. Zu dem von Dr. M. G. Conrad mit Geschick geleiteten rein belletristischen Theil, in dem sich die hervorragendsten Velletristen der deutsch-realistischen Richtung ein Rendez-vous geben, ist nun auch noch ein literarisch-kritischer Theil hinzugezogen, dessen Redaktion der bewährten Hand Karl Bleibtreu's anvertraut ist. Aus dem Inhalt des Aprilheftes, welches das Porträt Ernst v. Wolzogen's bringt, heben wir besonders hervor: Conrad, Deutschlands Kaiserwechsel; Emil Mauerhofer; Die Lüge in der Dichtung. II. Horaz; E. v. Wolzogen; Todtsgehebt. Novelle; Dichteralbum mit Beiträgen von Hermann Conradi, F. V. Semmig, Ernst Ziel, Ferner W. G. Conrad, Der rothe Barodet; Erich Hartleben; Der todte Vater. Conrad Alberti; Ein Literaturhistoriker und „Der Deutsche und das Buch“; Karl Bleibtreu; Realismus und Naturwissenschaft; R. v. Hartwig; Darf man eine Dichtung vom Standpunkte der gesellschaftlichen Moral aus beurtheilen? Ernst Wechsler; Wiener Autoren; Arthur Veit; Simon Nadjon ein russischer Dichter; dann literarische Kritiken über deutsche Büchervervielfältiger, denen sich solche über die hervorragendsten Erscheinungen des Auslandes anschließen und eine überreiche Zahl von bibliographischen Notizen,

lieber Mann; nehmen Sie mir lieber auch den Pelz ab, er wird mir zu warm."

Der Mann nahm den Mantel auf den Arm und grünte höhnisch hinter Jost Clamor her, der jetzt die letzte, beschwerliche Steigung, eine lange Treppe wild über einander geschichteter Felsblöcke, zu erklimmen begann. Dicht hinter ihm hergehend, hing sein Begleiter die Reisetasche an den Stock, den er über die Schulter nahm, worauf er mit der freigeordneten Rechten das Futter des Pelzes zu untersuchen begann. Wichtig, — da war die erwartete Brusttasche, und in derselben steckte ein Portefeuille, zu gut verschlossen, um es jetzt zu öffnen; Gold schien es nicht zu enthalten, das hätten die geübten Finger, die es untersuchten, herausgeföhlt, aber wenn es von Papiergeld so dick war, verlohnte sich's schon der Mühe, etwas darum zu wagen. Schon war er im Begriff, es aus Jost Clamors Tasche in die eigene zu überführen, als er es wieder aus der Hand gleiten ließ. Warum nicht lieber den Pelz dazu mitnehmen? Je höher sie stiegen, während die Dämmerung hereinbrach, um so empfindlicher drang die Kälte durch die fadenscheinigen Kleidungsstücke des Strolches, indes der Mann da vor ihm in aller Behaglichkeit seinen Weg verfolgte, der sicherlich auch kein Tugendpfad war; denn ehe ein Hohen-Moor, den eigenen Gepäckträger machend, auf diesem Klettersteige zur Bahnstation ging —!

Der Mann spitzte die Lippen zu einem unhörbaren Pfiff und überlegte, wann und wie er sein Vorhaben am besten ausführen konnte. Noch fünf Minuten, und die Höhe war erreicht, aber auf den vielbegangenen Wegen um Schäferdorf lief er, wenn ihn der Beraubte verfolgen ließ, zu große Gefahr. Besser war es, die Beute und sich selbst sofort in Sicherheit zu bringen.

Umherpähend sah er zwei inmitten des Flußbetts liegende Felsstücke, die ihm als Brücke dienen konnten; rasch warf er die Reisetasche, die ihn gehindert hätte, zu Boden, schwang sich, den Stock einstemmend, mit großer Gewandtheit über einen tosenden Wassersturz auf den ersten Felsblock hinüber und brach, als Jost Clamor sich umschah, in sein heiseres, widerwärtiges Lachen aus.

"Adies, Herr von Hohen-Moor!" schrie er ihm zu. „Wenn Sie 'mal wieder auf heimlichen Wegen sind, schreiben Sie Ihren Namen nicht auf Reisetaschen. Zum Dank für meinen guten Rath können Sie, wenn Sie wieder nach Haus kommen, die Lene Reinholdt von mir grüßen, das heißt von ihrem Mann, dem Kiezer. Können ihr auch sagen, daß ich auf dem Weg zu ihr gewesen bin, mich aber anders resolvirt habe; denn was da im Pelz steckt, wird mir weiter helfen, als ihre paar Groschen.“ Mit abermaligem Auflachen als Antwort auf den „Schust“, den ihm Jost Clamor zuschrie, schwang er sich auf den zweiten Block, von dort an das jenseitige Ufer und war im nächsten Augenblick zwischen Dornestrüpp verschwunden.

Einen Theil seiner Worte hatte das Tosen des Waldbaches verschlungen, die letzten aber hatte Jost Clamor deutlich verstanden. War es möglich, daß er so unvorsichtig gewesen, sein Portefeuille in den Reipelz zu stecken? Ein Griff an die Brusttasche überzeugte ihn, daß es nicht der Fall war; dagegen fiel ihm ein, daß er sich im letzten Augenblick darauf besonnen hatte, Regimen's Bild im Koffer gelassen zu haben. Das hatte er dann, um keine Zeit zu verlieren, eingepackt und in der Brusttasche des Pelzes untergebracht. Ein schlimmer Verlust; war es doch nicht zu erweisen, in welcher Weise der Bagabund diese Beute mißbrauchen konnte! Dann aber sagte sich Jost Clamor, daß der Uebelthäter weder die Bedeutung des Bildes kenne, noch wagen dürfe, sich nach dem eben vollbrachten Raubanfall in der Gegend von Hohen-Moor zu zeigen. Gleichwenig durfte aber auch Jost Clamor daran denken, ihn verfolgen zu lassen. Mißmuthig raffte er seine Reisetasche auf und stieg die letzten Felsenstufen hinan. Ein kleines, kahles Hochplateau nahm ihn auf; in Büchenschußweite lag das arme, von Bergleuten und Holzhauern bewohnte Schäferdorf vor ihm, und am Fuße des nach dieser Seite sanft abfallenden Berges schimmerten die Signallaternen der Eisenbahnstation Eisenhof.

(Fortf. folgt.)

Die spanische Armada.

In den ersten Tagen des August waren es 300 Jahre her, daß die spanische Armada, die größte Flotte, welche die Welt jemals gesehen, im Kanal erschien, um das ihr zuge dachte Werk, die Eroberung Englands und die Vernichtung des Protestantismus, zu vollbringen. Fast alle Geschichtsschreiber der damaligen Zeit erzählen, daß Astrologen und Wahrsager schon lange vorher für das Jahr 1588 den Untergang der Welt, jedenfalls aber größere Wunder und den Fall mächtiger Reiche vorhergesagt hatten: es sah den Wendepunkt im Schicksal Spaniens, dessen Jahrhunderte dauernder Zerfall nunmehr begann.

Ueber den Verlauf der Armada-Expedition werden in einem

aussführlichen Artikel der „Völn. Ztg.“ folgende Mittheilungen gemacht.

Am 28., 29. und 30. Mai 1588 lief die Flotte, die vier Wochen lang auf günstigen Wind gewartet hatte, aus dem Hafen von Lissabon aus, nachdem sie von Albert, dem Kardinal-Erzbischof und Vizekönig von Portugal, gehörig gesegnet worden war. Zum Oberbefehlshaber war der Admiral Santa Cruz ernannt worden, aber derselbe starb, noch ehe die Flotte sich in Bewegung setzte, und an seine Stelle trat der Herzog von Medina Sidonia, ein Mann von äußerst geringer Befähigung und noch geringerer Erfahrung, aber unermesslich reich, weshalb es auch alsbald hieß, daß an die Stelle des eisernen

die die Literaturen aller Kulturvölker umfassen. Der Preis dieser literarischen Monatsrevue vornehmsten Charakters ist ein verhältnismäßig sehr billiger — 3 M. pro Quartal für 3 illustrierte Monatshefte.

* Der Tourist in der Schweiz. Reisehandbuch von Jwan v. Tschudi. Dreißigste, neu bearbeitete Auflage. Preis 6,50 M. Verlag von Orell Füssli & Co. in Zürich. Daß das Tschudische Reisehandbuch so lange schon und mit der 30. Auflage auf's neue wieder seinen Ruf als zuverlässigster, reichhaltigster und unparteiischster Führer bewährt, verdankt es nicht zum geringen Theil der Bewilligung treuer Mitarbeiter, unter denen wir Namen von anerkannter Autorität auf dem Gebiete des schweizerischen Touristenwesens bemerken. Wir nennen unter den vielen nur die Herren Prof. Dr. A. Heim in Zürich, den kühnen Gleitschirfer J. J. Weisemann, Hanegger-Koller, den Besitzer des Geographischen Instituts in Winterthur, Dr. Küllias in Chur, Dr. jur. Em. Burkhard in Basel, Prof. Mebi, R. Lindt, Prof. Dr. Dübby, Fortinspeltor Coaz in Bern, die Ingenieure Held in Bern, J. Weder und A. Imfeld in Zürich, Barrer Brantischen in Kappel, Prof. A. Baumgartner, Lavater-Wegmann, Baumann-Zürcher in Zürich, Th. von Speyr in Basel, Prof. Wäber in Bern, L. de Bury in Neuchâtel, A. de Claparede in Gené, Stadtschreiber Schürmann in Luzern, Th. Bovel und E. Diem in St. Gallen, Barrer Lechner in Turis, Barrer Sauri in Davos-Dörfli, J. Caviezel, Chef der Meteorologischen Station in Sils Maria, Botaniker Krätli in

Webers, Kreispräsident J. Sarraz und Dr. Ludwig in Montresina, Schulinspektor Lardelli in Boschiato, Commendatore U. Hoepfli in Mailand, Ingenieur Ant. Curo in Bergamo, D. v. Wüster in München, Dr. Paul Gießfeld in Berlin, Prof. Burtichella in Salzburg, P. Montandon in Bern, Barrer Straßer in Grindelwald, A. v. Torrens in Sitten, Advokat J. Répond in Freiburg, Redaktor Niedermann in Zürich u. a. m. Daß das Buch gegenüber früheren Auflagen an Handlichkeit bedeutend gewonnen hat und daß es durch eine ganz bedeutende Preisermäßigung nun auch das billigste Reisehandbuch der Schweiz geworden ist, das dürfte der wohlverdienten Verbreitung desselben nur Vorbehalt leisten.

* Reisenden, welche ihre Schritte nach dem Thüringer Wald lenken, wird es willkommen sein zu hören, daß von dem bewährten Meyer'schen Wegweiser durch Thüringen (Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig, 10th. Factonirt 2 M.) neben eine neue, die neunte, Auflage erschienen ist, in der wir den textlichen wie den kartographischen Theil wiederum gründlich durchgesehen und wesentlich verbessert finden; erstern unter Mitwirkung des Thüringerwald-Vereins, der das Buch zu seinem „Vereinsbuch“ erforscht hat, und letztern namentlich durch Hinzufügung einer Karte des obern Schwarzatal's, Erweiterung vorhandener Karten und Beigabe mehrerer neuer Stadtpläne. Daß er, wie alle Meyer'schen Reisebücher, unbedingt zuverlässig und dabei handlich und billig ist, ist ja bekannt, erwähnt

Marquis ein goldener Herzog getreten sei. Die Armada bestand aus 130 Schiffen und war in 10 Geschwader getheilt, sämtliche Schiffe hatten einen Gehalt von 59,200 Tonnen, 3165 Stück Geschütze, 19,295 Mann Besatzungsgruppen, 8252 Matrosen und 2088 Galeerenflaven. Eine stattliche Anzahl Freiwilliger, durchweg bestehend aus Angehörigen des höchsten spanischen Adels, mit etwa 2000 Bedienten, sowie Don Martin Alarcon, der Generalvikar der Inquisition, befand sich mit 300 Mönchen, Priestern und Gerichtsdienern an Bord; die Größe der einzelnen Schiffe wechselte zwischen 300 und 1300 Tonnen; die Gallionen, etwa 60, waren See-Ungeheuer, wie man sie bis dahin noch nicht gesehen, sahen von der Ferne wie schwimmende Burgen aus, konnten sich aber nur schwerfällig bewegen; besonderes Aufsehen erregten die 4 Galeassen, über welche Don Hugo de Moncada den Befehl führte; jede derselben wurde von 300 Galeerenflaven gerudert, sie hatten ein thurmhohe Bollwerk am Hintersteven und trugen vorn ein ebenso großes burgähnliches Bauwerk, waren mit allem erdenklichen Luxus ausgestattet, hatten Brunnsäle, Kapellen, Kanzeln u. s. w. Die größeren Schiffe der Armada waren derart mit Topballast beschwert und waren im Verhältnis zu ihrem Tiefgang so überfrachtet, daß sie selbst bei ruhiger See und mäßigem Wind nicht wagen durften, alle Segel beizusetzen; bei selbst geringem Wind lag die Gefahr, umzuklagen, nahe. Das portugiesische Geschwader, aus 10 Gallionen bestehend, stand unter dem Oberbefehl Medina Sidonia's selbst, aber letzterer befand sich gewöhnlich auf dem Flaggschiff des kastilianischen Geschwaders, welches von Diego Flores de Baldez, einem der erfahrensten und tüchtigsten See-Offiziere, befehligt wurde.

Der von Christoval de Moura entworfene und vom König gebilligte Plan war folgender: Medina Sidonia sollte von Lissabon aus direkt nach der Rhebe von Calais segeln, hier den Herzog von Parma erwarten, der mit 17,000 algebienten Soldaten an Bord der Flotte kommen und den Oberbefehl über die ganze Expedition übernehmen sollte. Dann sollte man in Dover landen, Parma mußte sein mit 6000 Spaniern verstärktes Heer alsbald gegen London führen, während Medina Sidonia sich der Insel Wight bemächtigen und diese besetzen sollte. Nach der Unterwerfung Englands sollte Irland an die Reihe kommen. Bei diesem Plane hatte man nur den kleinen Fehler gemacht, daß man überhaupt keine Maßregeln getroffen hatte, um Parma den Anschluß an die Armada zu ermöglichen.

Volle drei Wochen hatte diese gebraucht, um von Lissabon nach Cap Finisterre zu kommen. Hier wurde sie von einem Sturm überfallen, drei Schiffe gingen verloren; eines versank und der zwei andern hatten sich die Galeerenflaven, welche sie rudern mußten, bemächtigt. David Gwynn, ein Matrose aus Wallis, der in spanische Kriegsgefangenschaft gerathen war und seit 11 Jahren als Galeerenflave diente, ermorde mit Hilfe seiner Schicksalsgenossen die Offiziere und Besatzung der Befana, einer der vier Galeassen, und als die Königsgaleere der Befana zu Hilfe eilte, sprang Gwynn an Bord der ersteren; mit Hilfe ihrer Galeerenflaven wurde auch sie überwältigt,

beide Schiffe an die französische Küste gebracht, und Gwynn, der so die Freiheit und großen Reichthum zugleich erworben, wurde von Elisabeth noch besonders belohnt, nachdem er auch von dem ritterlichen König von Navarra in Rochette ein Geschenk erhalten hatte; die Diana, die größte der Galeassen, war bei Beginn des Sturmes mit Mann und Maus untergegangen. Wiewohl derselbe nicht einmal so bedeutend gewesen war, hatte er der Armada doch solchen Schaden zugefügt, daß sie in Coruna einlaufen mußte und 4 volle Wochen nöthig hatte, um den Sturmschaden auszubessern. Am 22. Juli ging sie wieder unter Segel, und sechs Tage später sahen die Spanier vom Kap Vizard aus das gelobte Land, das ihnen Papst Sixtus V. so freigebig als Eigenthum überwiesen hatte. Langsam bewegte sich die Armada der englischen Küste entlang und die englische Küstenbevölkerung sah mit Entsetzen und Bewunderung zugleich das Herannahen der Gefahr, aus der es nach menschlicher Berechnung kein Entrinnen gab.

Unbeschreiblich war der Eindruck gewesen, den der päpstliche Bannfluch auf das englische Volk machte; Elisabeth brauchte gar nicht mehr um Hilfe zu fragen, von allen Seiten und aus allen Schichten ihres Volkes wurde ihr diese freiwillig angeboten, die Küsten wimmelten von Freiwilligen, an der Flotte wurde Tag und Nacht gearbeitet, alle größeren Kauffahrtschiffe wurden bewaffnet, und was der übel angebrachte Geiz der Königin versäumt hatte, wurde schleunigst wieder eingebracht. Den Oberbefehl führte Howard und unter ihm kommandirten der kühne Francis Drake, der ein Jahr zuvor mit nur 4 Kriegsschiffen und 20 bewaffneten Kaufahrern in den Häfen von Cadix und Lissabon 250 spanische Schiffe genommen und vernichtet hatte. Ferner Hawkins, Frobisher und Winter, lauter kühne, unternehmende Seeleute, die dem Ruhme, der sie schon umstrahlte, nunmehr neue Lorbeeren beizufügen die Gelegenheit haben sollten. Merkwürdigerweise hatte man sich in England dem Glauben hingegeben, daß die Armada insolge der ausgestandenen Stürme am Kap Finisterre überhaupt nicht mehr imstande sein werde, in diesem Jahre an der englischen Küste zu erscheinen, und so war bereits der Befehl gegeben worden, 4 der größten Schiffe zu entladen; aber glücklicherweise war man von dem Erscheinen der Armada im Kanal bereits benachrichtigt, ehe der Befehl ausgeführt werden konnte, und am 29. Juli konnten 60 vortrefflich bewaffnete Schiffe aus dem Hafen von Plymouth bugsiert werden. Alles in allem zählte die englische Seemacht 100 Segel, wozu noch das zwischen Dover und Calais kreuzende Geschwader Seymour's kam.

Am 31. Juli, es war ein Sonntag, gerieten die beiden Flotten, etwa 2 Meilen von Looe, auf der Küste von Cornwallis, zum erstenmal aneinander, und hier zeigte sich alsbald, welchen Vortheil die kleineren, leicht beweglichen englischen Schiffe über die schweren, unbeholfenen spanischen Kolosse hatten. Es muß ein prächtvoller Anblick gewesen sein, als die Armada in der Form eines Halbmondes zwischen dessen Hörnern ein Abstand von 7 englischen Meilen war, mit ihren vergoldeten Bugen, ihren langen Wimpeln und rauschender Kriegsmusik dahin fuhr. Der Generalkapitän, der goldene Herzog, stand

sei deshalb bloß noch, daß insolge der neuen Eisenbahnlilien in der neuen Auflage auch dem östlichen und südwestlichen Theil des Waldes eingehendere Würdigung zutheil wurde.

* Dr. Karl Ruß, Lehrbuch der Stubenvogelpflege, = Abrihtung und = Zucht. Neue Ausgabe. Mit 3 Farbendrucktafeln und 96 Abbildungen im Text, in 17 Lieferungen, je 1,50 M. (Magdeburg, Creuz'sche Verlagsbuchhandlung). Die in der vorigen Lieferung schon begonnene Uebersicht der „Futterbedürfnisse aller Vögel“ wird in der sechsten Lieferung fortgesetzt. Der Verfasser giebt eine gründliche Uebersicht zunächst der Hartfutterresser oder körnerfressenden Vögel: aller Finkenvögel, Papageien, Tauben, Hühner, und sodann der Weichfutterresser (Wurmvögel, auch Beeren- oder Fruchtresser), indem er für jede Art ganz genau die Fütterung vorschreibt, deren sie bedarf und die ihr schädlich oder nützlich ist. Eine solche übersichtliche Anleitung zur sachgemäßen Fütterung und Verpflegung überhaupt hat bis jetzt noch kein anderes Werk gebracht.

* Der Bienenchen-Kalender für 1889, herausgegeben von Gustav Schumann. (Verlag von C. L. Hirschfeld, Leipzig.) Fritze Bienenchen, der große Kreuzenresser, dessen lustige Klauereien aus Paris, Bayreuth, London, Karlsbad u. s. soviel Freunde gewonnen haben, ist in diesem Jahre mit einer ganz eigenartigen Gabe auf den Büchermarkt getreten. Es ist ein Bienenchen-Kalender, den der bekannte Humorist zusammengestellt hat und der nunmehr in einem nahezu hundert Seiten

starken handlichen Bändchen, das die Kunst Gerlach's, Lewin's und anderer mit einer Reihe komischer Illustrationen versehen hat, vor uns liegt. Das Büchlein beginnt mit dem üblichen Kalendarium, zu dem der humoristische Philosoph die ergötzlichsten Glossen geschrieben hat. Natürlich sind es vor allem seine Erzfeinde, „de Herrn Breißen“, über die er das Füllhorn seines Wergers und Spottes ausschüttet, und wir dürfen versichern, daß dabei Bemerkungen fallen, die in ihrer humoristischen Zuspitzung zu den drolligsten Einfällen des allbeliebten Humoristen gehören. Natürlich ergreift Fritze Bienenchen auch in der Folge noch wiederholt das Wort und es ist wohl mehr als die Hälfte des lustigen Büchleins, die aus seinem witzigen Kopfe hervorgegangen ist. Für die andere Hälfte aber hat er es verstanden, um sich einen Stab auserleierter Mitarbeiter zu versammeln, darunter Namen von Klang, wie der Bitter Blüthgen's, Franz Hirsch' und Friebe Schanz'. Es ist eine bunte Folge von erlitten und heiteren lyrischen Gaben, die der Feder dieser Dichter entspringen und die neben den anderen zahlreichen humoristischen Kleinigkeiten wohl dazu angethan ist, über ein Stündlein der Langeweile hinwegzuführen. Wenn man zu allem erwägt, daß der Bienenchen-Kalender zu dem verschwindenden Preise von 50 Pf. zu erlösen ist, so wird man dem Buche gewiß den günstigsten Erfolg voraussetzen und mit Zuversicht auf die künftigen Bändchen der nächsten Jahre blicken dürfen.

in seiner kugelfreien Verschanzung auf dem Deck seiner großen Gallione San Martin, umgeben von seinem glänzenden Stabe. Auf dem Fuße folgte die englische Flotte, von allen Seiten den Feind mit ihren schnellen, beweglichen Schiffen umschwärmend, ihn bald da, bald dort beschießend, ohne die angebotene Schlacht anzunehmen; dagegen griff sie die spanische Nachhut wiederholt an, ohne jedoch irgendwelches sichtbaren Erfolges sich rühmen zu können. Am Abend sollte es aber anders werden. Die Spanier hatten umsonst ungeheure Massen von Pulver und Blei verschwendet und der Admiral Dquendo stellte deshalb seinen Geschützmeister darüber ernstlich zur Rede. Dieser, ein geborener Flamänder, wüthend über die unverbienten Schmähungen, legte eine Zündschnur an die Pulverkammer und stürzte sich ins Meer, nachdem er dieselbe angezündet hatte. Der Achtersteven flog in die Luft und mit ihm der General-Zahlmeister der Flotte, 150,000 Dukaten und etwa 250 Mann. Indessen war die Gallione von Don Pedro de Balbez, dem Befehlshaber des andalusischen Geschwaders, mit drei andern spanischen Schiffen in der Verwirrung zusammengefloßen, insolge dessen der Fockmast zerschmettert wurde. Hilflos lag Don Pedro da, gab umsonst Nothschüsse, wurde aber vom Generalkapitän seinem Schicksal überlassen. Frobisfer und Hawkins beschossen die Gallione aus der Ferne und am andern Morgen mußte sie sich dem Befehlshaber der „Rache“, Francis Drake, übergeben, der den gefangenen Don Pedro mit allen Kriegesgehren behandelte. Das war sicher kein ermutigender Anfang. Medina Sidonia jandte einen Sergeantmajor an Bord jedes Schiffes zur Verkündigung seines ausdrücklichen Befehls, jeden Kapitän, der seinen Posten verlasse, ohne weiteres Verböhr aufzuhängen, und um diesem Tagesbefehl den nöthigen Nachdruck zu geben, war der Sergeantmajor vom Fenster begleitet worden.

Am 2. Aug., des Morgens um 5 Uhr, begann der Kampf aufs neue, aber bei den Engländern stellte sich bald Mangel an Pulver und Blei ein. Die Sparsamkeit Elisabeths zeigte sich jetzt in ihren Folgen, und zweifellos wäre die Armada schon an diesem Tage, wenn auch nicht vernichtet, doch vollständig kampfunfähig gemacht worden, wenn die genügende Schiffsartillerie zur Stelle gewesen wäre. Auf der Höhe von Calais ließ endlich die Armada die Anker fallen und hier sollte Parma mit seinen Truppen an Bord kommen und den Oberbefehl übernehmen.

In dieser Stellung war die Armada für die englischen Schiffe unangreifbar und dieselben hätten die Ueberfahrt der Spanier nach Dover auch nicht verhindern können, wenn sich Medina Sidonia alsbald zu derselben entschlossen hätte. Aber sein gemessener Befehl war, auf Parma zu warten und ohne diesen überhaupt nichts zu unternehmen. Seymour hatte den Admiral Sir William Winter an Bord seines Flaggeschiffs entbieten lassen, und mit diesem berieth er über die Art und Weise, wie man den Spaniern zu Leibe gehen könnte. Da mit Gewalt nichts auszurichten war, mußte man die Zuflucht zu einer Kriegslist nehmen, und während Winter auf die statliche Reihe der spanischen Gallionen blickte, reiste in seinem Kopfe ein genialer Einfall, zu dessen Ausführung unverzüglich geschritten wurde. Winter erinnerte sich der beiden von dem Italiener Gianibelli konstruirten Brander, welche vor drei Jahren gegen die von Parma erbaute Schiffbrücke über die Schelde geschickt worden waren, diese vernichtet und einen fürchtbaren Schrecken im spanischen Heere verursacht hatten, der das beinahe schon eroberte Antwerpen für immer befreit haben würde, wenn die Vertheidiger der Stadt nicht mit dem fräglichsten Leichtsinne zu Werke gegangen wären. In einem Kriegsrath wurde Winter's Plan gebilligt, und in der Nacht vom 7. auf den 8. August, etwas nach 1 Uhr, sah die Besatzung der Armada in ihrer Mitte mehrere kleine, brennende Schiffe. Eine entsetzliche Verwirrung begann, unter den spanischen Soldaten waren viele, welche die Belagerung Antwerpens mitgemacht und Gianibelli's Höllenschiffen noch nicht vergessen hatten. Die Ankerkette wurden gekappt, jedes einzelne Schiff suchte in den Hafen von Calais zu entkommen, sie gerieten ineinander, manche hatten Feuer gefangen, und als die Sonne aufging, bot sich den Augen ein Schauspiel der Verwirrung ohne gleichen dar. Jetzt war es Zeit für die englischen Schiffe, einzugreifen, sechs Stunden lang wurde mit Erbitterung auf beiden Seiten gekämpft, sämmtliche spanische Schiffe waren fürchtbar beschädigt, viele von Kugeln durchbohrt, drei Gallionen sanken während der Schlacht, viele

trieben als wehrloses Wrack, und ehe es 5 Uhr war, hatte die Armada 16 ihrer besten Schiffe und 4—5000 Soldaten verloren. Der San Matheus, eine der größten Gallionen, trieb in die Nordsee und fiel mit seinem Befehlshaber Don Diego de Pimentel dem holländischen Admiral van der Does, dem bekannten Donza, dem heldenmüthigen Vertheidiger Leidens, der lange Zeit Professor der klassischen Philologie an der neugegründeten Universität war, in die Hände; der riesenhafte lange Wimpel des Schiffes wurde in der St. Peterskirche in Leiden aufgehängt. Die Armada aber segelte nunmehr nordwärts, ohne sich weiter um die Zurückbleibenden und um Parma zu kümmern.

Warum war dieser nicht erschienen?

Eilbote auf Eilbote war vom Generalkapitän an diesen abgeandt worden und mit Bestimmtheit war sein Eintreffen am 6. August erwartet worden. Wenn er nicht kam, lag an ihm wahrlich die Schuld nicht, denn einen vollen Monat vorher war er zum Auslaufen schon bereit gewesen, alle Transportfahrzeuge, Munition, Lebensmittel waren an der Küste und außerhalb des Bereichs des Nordens gebracht, am 8. August, an welchem Tage er die Nachricht von der Ankunft der Armada bekam, hatte er sich alsbald nach Nieuwpoort begeben und 16,000 Mann auf Transportschiffe bringen lassen, von da begab er sich nach Dünkirchen, wo dasselbe geschah; zwei Tage lang lagen die spanischen Regimenter wie Mehlhäcke und Heringe in den Schiffen aufeinander gepackt, als ihn die Nachricht von dem durch die Brander verursachten Unglück der Armada und des Abzugs derselben ereilte.

In Holland und Zeeland hatte man sich seit einem Jahre gerüstet, denn die Generalstaaten waren trotz der Sorglosigkeit Elisabeths hinter Parmas und Philipps wahre Absichten gekommen; die holländische und zeeländische Küste war mit Kriegsfahrzeugen aller Art bedeckt, die Flotte zählte 90 größere und 50 kleinere Schiffe, Moriz von Dranien war ermächtigt worden, auf alle größeren Kauffahrtschiffe Weichlag zu legen und sie in Kriegsschiffe zu verwandeln, er selbst hatte der Königin seine Dienste angeboten, hatte sich mit Howard ins Einvernehmen gesetzt, und als die Armada vor Calais erschien, schwärmten die kleinen holländischen und zeeländischen Schiffe unter Zustimm von Nassau, Warmond und Joost de Moor wie Wespen vor den Scheldemündungen und den gefährlichen Untiefen bei Nieuwpoort und Dünkirchen, legten sich so zwischen Parma und die Armada, verhinderten jenen am Auslaufen und diese an der Verbindung mit Parma. Mehr als einmal hatte Parma versucht, den Ausgang bei Dünkirchen zu erzwingen, allein die abgeandten Truppen wurden erschlagen oder ertranken und mit bitterm Groll im Herzen mußte der sieggewohnte Feldherr die schon eingeschiffen Truppen wieder ans Land setzen. Man begreift, daß ohne diese Mitwirkung Hollands der Ausgang der Unternehmung höchst wahrscheinlich ein ganz anderer gewesen wäre.

Das weitere Schicksal der Armada ist bekannt. Medina Sidonia beabsichtigte, die Reste derselben um Schottland und Irland nach Spanien zurückzuführen, da er sich der englischen Flotte nicht mehr gewachsen fühlte, wiewohl diese den empfindlichsten Mangel an Schießbedarf hatte und keinem Angriff hätte die Spitze bieten können. Längere Zeit hörte man von der Armada nichts mehr, die Leck, ohne Kosten zwischen den eisernen Klippen Norwegens und den wüsten Felsen der Färöer- und Hebridischen Inseln von heftigen Stürmen hin- und hergeschleudert wurde; die Küsten von Norwegen, Schweden, Schottland und Irland waren mit Schiffstrümmern besät, Ende August und Anfang September folgte ein Sturm dem andern, Dqueados Geschwader mit 31 Schiffen ging an der irischen Küste mit Mann und Maus zugrunde, viele Schiffe wurden an die englische Küste getrieben, einzelne fielen selbst den Hugenotten in Rochelle in die Hand. Von 134 Schiffen, die im Juli von Coruna ausgesegelt waren, kamen nur 53 nach Spanien zurück, aber diese waren so beschädigt, daß sie dienstuntauglich waren. Von den 30,000 Mann, die sich auf der Flotte befanden, sahen nicht mehr als 10,000 ihr Vaterland wieder, und unter den Umgekommenen und Gefangenen zählte man die Admiräle Recalde, Diego, Flores de Balbez, Dquendo, Moldonado, Bobadilla Manbriguez, Pimentel, Pedro de Balbez, Vasco de Silva, Alonso de Sahos. Es gab beinahe kein ansehnliches Geschlecht in Spanien, das nicht einen Angehörigen verloren hatte, und um der allgemeinen Niedergeschlagenheit

Einhalt zu thun, verbot Philipp das Tragen von Trauerkleidern. Die spanischen Befehlshaber aber schoben die ganze Schuld auf Parma, in der vordersten Reihe seiner Gegner standen Philipps natürlicher Sohn, der Herzog von Baytrana und Champagny, der Bruder Granvellas, und selbst der hochverräterische Plan, sich zum unabhängigen Herrn der Niederlande zu machen, wurde ihm damals zugeschrieben. Hätte man Parmas Rath befolgt und zuerst Blijssingen erobert, dann wäre die Katastrophe nach menschlicher Berechnung vermieden worden.

Und dennoch bleibt es zweifelhaft, ob Philipp durch den Untergang der Armada nicht vor einem noch größeren Unglück bewahrt geblieben ist. Wäre die Landung gelungen und wäre Parma an der Spitze von 23,000 Mann in England erschienen, ist es dann eine ausgemachte Sache, daß er dasselbe auch erobert haben würde? In keinem Falle wird man diese Frage unbedingt bejahen dürfen. England hätte damals etwa 100,000 bewaffnete Freiwillige auf die Beine bringen können, und eine solche Macht vermochte damals als Anhängel eines kleinen stehenden Heeres sehr viel; die Engländer hätten mit demselben Muthe für ihre Unabhängigkeit gestritten wie die Niederländer, Katholiken und Protestanten hätten gemeinschaftliche Sache gegen die spanischen Mietzstruppen gemacht, und was wäre dann schließlich aus diesen geworden, wenn sie, vom festen Lande durch die englisch-niederländische Schiffs-macht und durch Stürme abge schnitten, einen Kampf auf Leben und Tod gegen ein um seine Freiheit mit Erbitterung streitendes Volk hätten führen müssen? Und eine Niederlage Parmas in England hätte für Spanien noch ganz andere Folgen gehabt, als der Schiffbruch der Armada: dann hätte Spanien die 17 niederländischen Provinzen unwiederbringlich verloren, und Alba übertrieb sicher nicht, wenn er eine große Niederlage in England eine Todesgefahr für die katholische Kirche nannte.

Im ganzen protestantischen Europa wurde der Untergang der Armada mit Freude und Gemuthung vernommen; was

die Bartholomäusnacht für den Protestantismus gewesen war, das bedeutete die Niederlage im Kanal für den in Philipp verkörperten angreifenden Katholizismus, dem Spaniens Großmachtsstellung in Europa war gewaltig erschüttert worden. Und eine weitere Folge war, daß England sich jetzt in offenem Kriege mit Spanien befand; Elisabeth hatte nicht nur den Anschlag auf ihr Reich zu vergelten, sie war als Frau in ihrer Ehre gekränkt worden, und dies konnte die stolze Tochter Heinrichs VIII. nicht vergeben. Walsingham hatte den niederländischen Predigern, die vor dem Frieden mit Spanien warnten, erklärt, „daß die Argumente der Ehre bei Fürsten mehr gelten als bei anderen Menschen und daß die Königin nach den gegen sie verbreiteten Schmähchriften nimmermehr, es sei denn auf Kosten ihrer Ehre, Frieden schließen werde.“ Der so sprach, kannte Elisabeth, denn erst ihr Nachfolger hat mit Spanien Frieden geschlossen. Ferner war das durch das Auftreten Leicesterers in den Niederlanden sehr getrübt, aber zur erfolgreichen Bekämpfung Spaniens unumgänglich notwendige Einverständnis Elisabeths mit den Generalstaaten wieder hergestellt, die Königin ließ denselben ihren Dant für ihre zeitige Hilfe aussprechen und lud sie zur Theilnahme an neuen Unternehmungen gegen den gemeinschaftlichen Feind ein. Und da bald darauf der Bärner den französischen Thron bestieg, standen die drei einflussreichsten und mächtigsten Staaten Europas gemeinschaftlich im Kampfe gegen Spanien, das, als der Weisfällische Friede der Welt eine kurze Zeit der Ruhe gab, bereits aus der Reihe der Großmächte gestrichen war.

Und gerade hundert Jahre später lief wieder eine Flotte in feindlicher Absicht gegen England und seinen König aus: sie trug den Statthalter Wilhelm III., der dazu ausersehen war, die Freiheit Europas gegen diejenige Macht, welche inzwischen an die Stelle Spaniens getreten war, zu schützen, nachdem er den feigen Stuart, den Handlanger Ludwigs XIV., von dem Thron Elisabeths, den er in schmählichster Weise gestürzt, herabgestoßen hatte.

Land- und Hauswirthschaft.

Die Kultur der Brunnenkresse.

Von Friedrich Sud.

Die Brunnenkresse, welche an Quellen, Teichufern und in langsam fließenden Bächen, Gräben zc. hier und da wild wächst, ist eine Wasserpflanze, und kann dieserhalb auch nur in Wasser gezogen werden. Das letztere aber soll weich sein und im Winter nicht oder nicht so leicht zufrieren, und zwar deshalb, damit man auch zur kälteren Jahreszeit zur Kresse gelangen kann; denn gerade der Umstand, daß die Brunnenkresse selbst auch im Winter wächst und frischen, grünen Salat liefert, macht sie besonders wichtig und ihre Kultur empfehlenswert. Ein zeitweiliges Zufrieren des Wassers schadet zwar dem Leben der Pflanze nicht, doch beeinträchtigt solches die Ernte. Wer auf eine solche mitten im Winter verzichten und sich mit frischer Kresse nur im Frühjahr begnügen will, der kann sie getrost an Stellen bauen, welche zufrieren und hier immerhin Ernten von ihr haben.

Zur Kultur der Brunnenkresse geeignetes Quellenwasser giebt es sehr häufig, nur wird solches leider hierzu nicht benutzt. Es wäre wünschenswert, daß dergleichen Quellen allgemeiner zur Brunnenkresskultur benutzt würden. Der Genuß dieser Pflanze, wenn als grüner Salat zubereitet, wirkt außerordentlich erfrischend und wohlthuend auf den menschlichen Organismus ein, reinigt und belebt das Blut zc., so daß Aerzte in mancherlei Krankheiten Brunnenkresse zur Kur verordnen.

Die Zucht von Brunnenkresse in Erfurt findet — so berichtet der Verfasser in der „Erf. Illustr. Gartenztg.“ — nicht selbst unmittelbar in oder an der Quelle, sondern in eigens dazu gegrabenen oder geschaffenen Wasserbehältern statt, welche aber von den Quellen mit Wasser gespeist werden. Diese Wasserbehälter, Klingen genannt, sind eine Art schmale, lange Teiche, welche so eingerichtet sind, daß das Wasser einen langsamen Abfluß hat und sich der Wasserstand je nach Bedürfnis erhöhen oder vermindern läßt. Die Brunnenkresse bedarf, wenn sie recht saftiges und kräftiges Kraut liefern soll, eines

reintlichen, fließenden, sich immer erneuernden Wassers und doch soll solches nur langsam, kaum merklich, nicht reizend abfließen. Stiebt das Wasser zu schnell, so hindert oder stört solches das Wachstum der Pflanzen, und fließt es gar nicht oder zu langsam, so ist solches dem Gedeihen oder der Güte der Kresse auch wieder nicht günstig.

Will nun jemand eine Quelle zu einer Brunnenkressanlage verwenden, so muß er das betreffende Quellenbecken hierzu geeignet machen, dasselbe nöthigenfalls erweitern, die Sohle oder den Grund eben legen und das Ganze mit einer Mauer oder einem Erdwalde umschließen und gleichzeitig auch ein Abzugsrohr, durch welches das Wasser langsam abfließen kann, anbringen. Zweckmäßiger ist es meistens, wenn die Zuchtanlage nicht im Quellenbereiche selbst vorgenommen, sondern wenn diese in einem zweiten, eigens dazu gegrabenen und eingerichteten Teiche, Bassin oder Graben bewerkstelligt wird, welche von der Quelle getrennt liegen, das Wasser aber von dieser erhalten. Vortheilhaft ist es ferner, wenn das etwa sehr reichlich fließende Wasser nicht sämmtlich durch die Zuchtanlage durchzufließen braucht, sondern noch einen Nebenabfluß hat, sodas nur so viel Wasser in die Anlage zu fließen hat, als nöthig ist. Bei nur langsam fließenden Quellen kann man meist ohne Bedenken das ganze Wasser in die Anlage fließen lassen.

Die Größe oder der Umfang einer solchen Anlage richtet sich nach dem Bedarf und sonstigen Umständen. Die Länge, meist nur Nebensache, kann 5, 10 oder 100 m und darüber betragen; dagegen ist aber mit der Breite zu rechnen, und zwar deshalb, damit man beim Schneiden der Brunnenkresse bequem nach allen Seiten hin zu dieser gelangen kann. Bedenfalls sei aber die Anlage nicht breiter, als daß sich ein starkes Brett oder Bohle leicht quer darüber legen läßt; denn von diesem Brette aus, auf welches man beim Schneiden kniet, findet das Ernten statt. Wäre aber die Anlage so breit, daß sich kein Brett darüber legen ließe, so könnte das Ernten nicht von diesem aus stattfinden, sondern man müßte hierbei im Wasser herumwaten, was weder der Kresse noch dem eigenen Wohlbefinden zuzagen würde.



Die Tiefe des Wasserbehälters braucht nur 20 bis 30 cm zu betragen, denn für die Brunnenkresse selbst ist ein Wasserstand von 10 bis 15 cm Höhe genügend. Die Sohle oder der Grund des Behälters, wenn derselbe sehr durchlassend sein sollte, ist mit einer Schicht von Ton oder Ketten auszufließen.

Die Wasseranlage kann man dann noch mit einem Erdwalle umgeben, doch muß dieser so angelegt werden, daß man innerhalb des Walles nach allen Seiten hin bequem um die Wasseranlage gehen kann. Der Erdwall schützt nicht nur allein gegen Kälte, sondern auch noch gegen Wind und Stürme, welche, wenn die Wasseranlage frei und ungeschützt liegt, dem Wachstum der Pflanzen nachtheilig sind. An sehr den Winden ausgesetzten Lagen empfiehlt es sich, an den äußeren Seiten der Wälle noch Bäume oder Sträucher anzupflanzen.

Das Anpflanzen der Brunnenkresse kann im Frühjahr, Spätsommer und Herbst geschehen. Am bequemsten findet solches statt, wenn sich noch kein Wasser in dem Behälter befindet, oder wenn dieses zuvor abgelassen wurde. Damit die Pflanzen gute Nahrung finden, und sich mit ihren Wurzeln einigermaßen befestigen können, bringt man zu unterst eine dünne Schicht guter Erde und pflanzt dann in diese die Pflanzen. Sobald dies geschehen, wird nun Wasser zugelassen, doch nicht mehr als hinreichend ist, die Pflanzenwurzeln zu bedecken. Wird gleich vom Anfange an das Wasser zu hoch gehalten, so hebt dasselbe die Pflanzen zu hoch, dieselben haben, weil sie noch nicht festgewurzelt sind, keinen Halt, sodaß sie der Wind leicht nach einer Seite hin treiben kann, wodurch Unregelmäßigkeiten des Pflanzenbestandes entstehen. Fangen aber die Pflanzen an zu wachsen, so muß der Wasserstand allmählich nach und nach erhöht werden, denn diejenigen Theile der Kresse, welche über das Wasser wachsen, verlieren bei längerer Berührung mit der Luft und Sonne bald an Zartheit und Wohlgeschmack. Die erfurter Brunnenkressezüchter drücken deshalb die über dem Wasserpiegel wachsenden Theile der Pflanzen öfter wieder in Wasser, namentlich auch bei kalter Witterung.

Bei der Anpflanzung ist nun nicht gerade nöthig, daß die Pflanzen mit ihren Wurzeln in die Erde oder den Schlamm festgedrückt werden, sondern man kann die Pflanzen einfach auch nur auf das Wasser streuen und abwarten, bis sich die Wurzeln von selbst einen Weg nach dem Schlamm suchen, doch immerhin ist es besser, wenn man sie gleich beim Verpflanzen in diesen festdrückt, denn das Anwachsen geht dann schneller.

Die Pflege der Brunnenkresse besteht zunächst im Rein- oder Fernhalten von etwaigen anderen Wasserpflanzen, und sobald sich solche zeigen, müssen sie entfernt werden. Eine fernere Pflege besteht noch darin, daß das im Sommer in Blüthe und Samen gebende Kraut ein- oder mehreremale abgemäht wird. Denn dadurch, daß man die Pflanzen am Samentragen behindert, bleiben solche frischer, jugendlicher und lebensfähiger. Eine fernere Pflege besteht auch im Düngen. Die Düngung findet am besten mit altem, gut verwestem, kurzem Dünger statt, welcher auf das Wasser gestreut und mit einem Rechen zwischen die Pflanzen gedrückt wird.

Eine fernere Arbeit verursacht das alljährliche Umpflanzen der Brunnenkressenpflanzen, doch ist selbes nicht so umständlich und zeitraubend, als sich der Leser denken mag. Man nimmt hierzu einen Karst oder Rechen, zieht damit die Pflanzen aus dem Wasser, wirft sie auf dem Lande auf einen Haufen, bedeckt sie mit einem Tuche oder dergleichen, um sie gegen die Luft und Sonne zu schützen und reinigt dann den Wasserbehälter von allem Schlamm und Unkräutern. Alsdann wird wieder frische Erde in die Anlage gebracht und die Pflanzung beginnt von neuem. Man nimmt hierzu nur die schönsten Pflanzen und vermehrt dieselben noch durch Zertheilen.

Ein alljährliches Umpflanzen der Brunnenkresse ist nicht unbedingt notwendig, sondern man kann die Brunnenkresse jahrelang unverpflanzt stehen lassen. Das alljährliche Umpflanzen hat aber das Gute, daß die Wasserunkräuter dabei ausgeschieden werden und sich dann noch ein schönerer, gleichmäßiger Pflanzenstand erreichen läßt. Dieses alljährliche Umpflanzen nehmen die erfurter Brunnenkressezüchter gewöhnlich gegen Ende August vor.

Die Ernte der genannten Kresse erfolgt im Spätherbste oder anfangs Winters und dauert bis zum Frühjahr. Im Winter, wo es kalt ist, wächst die Brunnenkresse natürlich langsamer als im Frühjahr, sodaß in letzterem öfter als in ersterem ge-

schnitten werden kann. Warmes Wasser, welches im Winter nicht leicht friert, ist daher vortheilhafter. Außerdem läßt sich auch dem Zufrieren des Wassers vorbeugen, theils dadurch, daß man das Wasser zur kälteren Zeit reichlicher und schneller durch die Anlage fließen läßt, und zweitens dadurch, daß man vermittelst eines an einem Stiele befestigten Brettchens oder eines Rechens die Kresse öfter ins Wasser drückt oder die Wasserfläche mit diesem schlägt. Ein noch fernerer Schutz würde sich auch noch durch zeitweiliges Bedecken mit Reifig von harten Holzarten und dergleichen erzielen lassen.

Azaleen und Camellen nach der Blüthe zu behandeln.

Die Kultur der Azaleen ist bei einiger Aufmerksamkeit eine leichte und dankbare. Nach der Blüthe werden die Pflanzen umgepflanzt; hierzu ist die beste Saiderde zu verwenden, welche mit etwas ausgewaschenem Flußsand gemengt wird, außerdem ist durch Scherbenemlage für guten Wasserabzug zu sorgen. Nach dem Verpflanzen müssen die Azaleen einige Tage schattig gehalten werden. Hierauf bringt man die Pflanzen ins Freie, am besten auf ein halbhartiges Beet und lenkt hier die Töpfe bis auf 5 cm vom Rande ein. So lange die Azaleen im Freien sind, verlangen sie aufmerksame Pflege; ein Uebermaß von Feuchtigkeit ist ebenso verderblich wie das Austrocknen der Wurzelballen, welche bei Saiderdepflanzen, wie Azaleen, Camellen, Ericen und Rhododendron leicht eintritt. Bei andauernder Wärme trägt öfters Ueberhitzung der Pflanzen und der umgebenden Erde viel zum Gedeihen bei, auch ist es rathsam, wenn irgend möglich nur Regen- oder Flußwasser zum Gießen und Spritzen zu verwenden. Bei sorgfamer Pflege werden die Azaleen über Sommer Knospen ansetzen und durch reichen Flor die gehabte Mühe lohnen. In ähnlicher Weise werden die Camellen behandelt; auch bei ihnen muß das Begießen mit der nöthigen Vorsicht geschehen, um den Wurzelballen eine andauernde mittlere Feuchtigkeit zu erhalten. Um das häufig eintretende Abfallen der Knospen zu verhüten, ist es nothwendig, plötzliche Temperaturveränderungen zu vermeiden und die Pflanzen erst nach und nach an die Luft des Ueberwinterungsraumes zu gewöhnen; auch dürfen die Pflanzen im Zimmer nicht oft anders gestellt werden, weil sich die dem Lichte zuzuwendende Knospe leicht abdreht.

Gegen das Aufblähen des Viehes.

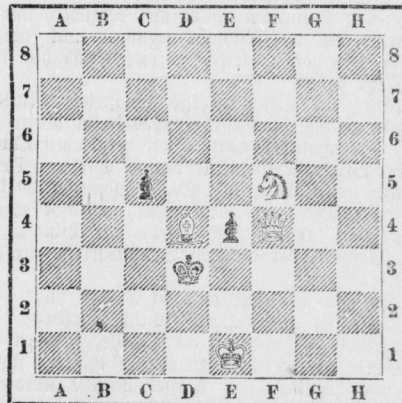
Gegen das Aufblähen des Viehes wird in manchen Gegenden folgendes Mittel mit Erfolg angewendet: Man macht in die beiden Enden eines Hühnerreies eine Oeffnung und läßt das Ei weiß ausfließen. In den leer gewordenen Raum gießt man Terpentinöl und stopft beide Oeffnungen mit Brot zu. Das so präparirte Ei wird dem aufgeblähten Vieh soweit als möglich in den Schlund gesteckt, so daß es verschluckt wird. Nach kurzer Zeit erfolgt ein häufiges Aufstoßen, und wenn man das Thier hin und her treibt oder mäßig auf die linke Süngegrube drückt, so wird dasselbe nach 10-15 Minuten wieder ganz munter und kann der Nahrung nachgehen.

S h a d.

Bearbeitet von E. Schallopp.

Aufgabe Nr. 310.

Von G. Szabo in Ugram.



Weiß zieht an und setzt im 3. Zuge matt. (4+3)



Partie Nr. 210.

Ge spielt zu Nordberney am 22. Jull 1883.

Spanische Partie.

C. Schallopp. J. Metzger.

- 1. e2-e4 e7-e5
2. Sg1-f3 Sb8-c6
3. Lf1-b5 a7-a6
4. Lb5-c6:

Ueblicher ist der Rückzug nach a4; doch mag der Abtausch unbedenklich geschehen.

- 5. d7-c6:
6. O-O

Auf 5. Sb1-c3 kann Sg3-f6 6. Sf3-e5; Sb8-e4; 7. Sc3-e4; Dd8-d4 die Spiele ausbleichen. Nicht gut ist auch 5. d3-c3 Lf8-d6 6. d3-d4 zc. Nach könnte Weiß mit 5. d2-d4 e5-d4; 6. Dd1-d4; sofort zum Endspiel überzugehen suchen, für welches er vorteilhaft sieht.

Dies ist nicht das Beste. Nach Lf3-d6 empfiehlt sich wegen 6. d2-d4 nicht besonders. Am vorteilhaftesten für Schwarz scheint die von Dr. Tarraich angewandte Deckung Dd8-f6 zu sein.

6. h2-h3 Lg4-f3; Falls h7-h5, so nötigt 7. d2-d3 zum Abtausch, da anderenfalls 8. h3-g4; h5-g4; 9. Sf3-g5 zum Vorteil von Weiß ansetzt.

- 7. Dd1-f3: Lf3-d6
8. Df3-b3

Hier steht die Dame sehr gut.

- 9. Ta3-b8

Auf b7-b5 könnte 9. Db3-c3 Sg3-e7 10. f2-f4 e5-f4; 11. e4-e5 b5-b4 12. Dc3-d4 Se7-f5 13. Dd4-f4; Ld6-c5+ 14. Kgl-h1 Sf5-h6 15. Df4-g3 zc., auf b7-b6 ähnlich 9. Db3-c3 Sg3-e7 10. f2-f4 Ld6-c5+ 11. Kgl-h1 Lc5-d4 12. Dc3-g3 e5-f4; 13. Dg3-f4: O-O 14. e2-c3 folgen.

9. d2-d3 Dd8-f6 Dieser Zug verhindert f2-f4, hat aber eine Schwächung der Bauern des Damenflügels zur Folge.

- 10. Le1-e3 e6-e5
Weiß drohte 11. Le3-a7. b7-b6 folgt wegen 11. Db3-a4 oder e4 einen Bauern. Auf b7-b5 giebt 11. e2-e4 g7-g5 (oder e6-e5 12. Db3-a3) 12. e4-e5 Ld6-e7 13. Db3-c3 Tb8-d8 14. Sb1-d2 ein gutes Spiel für Weiß.

- 11. Sb1-c3 Sg8-e7
Der c7-c6 12. Db3-b6 Df6-e7 13. Sc3-a4 zc.
12. Sc3-a4 O-O
b7-b6 gewährt keine Deckung, da 13. Le3 (oder Sa4)-e5: ungetraut folgen kann.

- 13. Le3-e5:
Mit dem Springer zu nehmen, war vielleicht noch besser. Es konnte folgen: 13. Sa4-e5; Tf8-d8 14. Sc5-b7; (oder einfach 14. Se5-a4) c7-e5 15. Sb7-d8; Tb8-b3; 16. a2-b3; Se7-g6 17. Sd8-b7 und Weiß ist im Vorteil.

- 13. b7-b5
14. Le5-d6: Df6-d6:
Nach bei b5-a4; 15. Ld6-e7: bezahlt Weiß das Uebergewicht.

- 15. Sa4-c3 Kg8-h8
16. Sc3-e2 f7-f5
17. e4-f5: Se7-f5;
18. Ta1-e1 Sf5-h4
19. Se2-g3 Tf8-f4
20. Db3-c3 Dd6-d5

Falls Tb8-e8, so 21. Te1-e4 zc. 21. f2-f3 Dd5-d4+ Wenn jetzt Tb8-e8, so einfach 22. Dc3-c7.

- 22. Dc3-d4: e5-d4:
23. Sg3-e2
Nach 23. Te1-e7 c7-c5 24. Te7-g7; (oder 24. Sg3-h5) eroberte ein zweites Bauern.

- 23. Tf4-f8
24. Se2-d4: Tf8-e8
25. g2-g3 e7-e5
26. Sd4-e6 Tb8-b6
27. Se6-g5 Ungegeben.

Lösungen.

Aufgabe Nr. 303. Von Carl Hartlaub in Freiburg i. Br. Weiß (5): Ke3, De2, Te5, Sf6, Be4; Schwarz (2): Kg7, Lh8; 3 Züge.

- 1. De2-h5 Kg7-f8
2. Dh5-h7 Kf8-e8, Lh8-g7 2. Dh5-g6 beliebig
3. Dh7-e7, f5+ 3. Te5-e8+.

Richtig angegeben von Edm. Blau in Halle, Rich. Häder in Giebichenstein.

Aufgabe Nr. 304. Von Dr. A. Deder in Molschleben. Weiß (7): Kb8, Dg1, Le2, Sa5, e4, Ba2, b7; Schwarz (6): Kb4, Le4, Bb5, e3, c6, d6; 3 Züge.

- 1. Dg1-a7 b5-e1: 1. beliebig anders
2. Sa5-b3 e4-b3: 2. Sa5-c6(+)+ Le4-c6: (bezw. Kb4-c3)
3. a2-a3 bezw. Da7-a5+ 3. Da7-a3+.

Richtig angegeben von S. Ehrhardt und Edm. Blau in Halle, Rich. Häder in Giebichenstein.

Aufgabe Nr. 305. Von B. Hülfen in Berlin. (Weiß (7): Kf6, Db4, Tb6, La7, Be5, d3, g3; Schwarz (6): Kd5, Sd8, e3, Be6, d4, g4; 2 Züge.

- 1. Db4-b5 e6-b5:
2. Tb6-d6+ 1. Se3 beliebig
2. Db5-c6+ 2. Db5-c4(+)+.

Richtig angegeben von Edm. Blau in Halle, Rich. Häder in Giebichenstein, E. Thiene in Halberstadt.

Aufgabe Nr. 306. Von S. S. S. Meyer in London. Weiß (4): Ke5, Tg2, h2, Bf6; Schwarz (3): Kf3, Bd6, f7; 3 Züge.

- 1. Tg2-g1 Kf3-e3 1. Kf3-f4
2. Tg1-f1 Ke3-d3 2. Th2-h3 Kf4-f5
3. Tf1-f3+ 3. Th3-f3+.

Richtig angegeben von E. Thiene in Halberstadt, Edm. Blau in Halle, Rich. Häder in Giebichenstein.

Endspiel Nr. 35. Von Johann Berger in Graz. Weiß (6): Kh1, De7, Tf1, g7, Be4, g3; Schwarz (8): Kb8, Da5, Td2, Lg4, Bb7, c7, e4, f5; Weiß erzwingt Remis.

- 1. Tg7-g4: f5-g4: (A) 3. Da5-b6
2. Tf1-f8+ Kb8-a7 4. De5-a3+ Db6-a6
3. De7-c5+ Da5-c5: 5. Da3-e3+ b7-b6
6. De3-d2: Da6-e4:
7. Dd2-d1 (drohend Dd1-a1+ und Dd1-g4):
Schwarz kann höchstens Remis erzielen.

Es handelt sich um die Erkenntnis, daß Weiß nichts Besseres thun kann als 1. Tg7-g4. Schwarz droht zunächst 1. Lg4-f3+ 2. Kh1-g1 Td2-

Für die Redaktion verantwortlich: S. S.: Dr. A. Borst in Halle.

g2+ 3. Kgl-h1 Tg2-f2+ 4. Khl-g1 Tf2-f1+ 5. Kgl-f1: Da5-a1+ mit baldigem Matt. Auf 1. Tf1-e1 folgt Lg4-f3+ 2. Khl-g1 Td2-g2+ 3. Kgl-f1 Tg2-g1+ zc. Auf 1. Tf1-e1(b) folgt Lg4-f3+ 2. Khl-g1 Da5-a7+ 3. e4-c5 Td2-g2+ 4. Kgl-f1 Da7-a6+.

Der Komponist hat eine möglichst ungenutzene, partienmäßige, durch tieferliegende Ursache begründete Darstellung des Pattnwises gesucht.

Kleine Mittheilungen.

Am deutsch-nationalen Meisterturnier zu Nürnberg (zweiter Kongress des bayerischen Schachbundes) nehmen im ganzen nur 6 Spieler theil, nämlich die Herren v. Gottschall und Nieses aus Leipzig, Harmonist=Berlin, Metzger=Kiel, L. Paulsen=Blomberg und Dr. S. Tarraich=Nürnberg (früher in Halle, f. B. Bearbeiter unserer Schachrubrik). Wegen der geringen Theilnehmerzahl ist bestimmt worden, daß jeder mit jedem zwei Partien spielt; der Kampf begann am Montag den 6. August und wird voraussichtlich am Dienstag den 14. August zu Ende gehen. Eine am 5. August gezielte Verhandlungspartie (v. Gottschall, Harmonist, Dr. Tarraich gegen Metzger, Nieses, L. Paulsen) endete nach 22 Zügen mit Remis. Am Hauptturnier betheiligten sich 11 Spieler.

Räthsel.

Saubträhfel.

Von S. M. in Halle.

Manch ein Adler weil gefangen Eingesperrt im engen Haus, Der mit Macht und mit Verlangen Wüthete in die Welt hinaus. Feil sein Kerker ist verschlossen, Ja hermetisch in der That; Wacker war da schon verdrossen, Ehe der Verzeirer naht. Wie den Wächter man vertriebe, Wohl nur Einem dieses glückt, Der alsbald ihm schau' zu Liebe Mit gewundnem Speere rückt. Schlangengleich naht er dem Schnöden, Ob auch dieser schwer sich kränkt, Und mit einem Ruck geht flöten, Der am Speer dann hängen bleibt. Der Gefangne schnell zum Richte Ungeziem hervor sich drängt, Nun, wer ist's hier im Gedächte, Der des Edeln Kerker sprengt?

Ziffernräthsel.

Von M. B. in Halle.

Die Muße verließ einst der Dichtkunst Weiß 3, 7, 8, 9, 10 und 1; Es vermählt seine Flut 10, 9, 7 und 2, Weit den grünlichen Wogen des Rheins. Wenn Feinde 3, 8, 9 und 10 erschau. Den muthigen Kelter, so steck'n sie mit Graun. 11, 9, 6 und 7 mit 5 ist ein Thier, Das lange im Schlafe ruht; Erfüllt euch die Brust 8, 3, 5 und 4, So jauchzt ihr in frühlichem Muth; Doch saht euch die schlimme 8, 9, 3, 10, 2, So ist's mit der frühlichen Stimmung vorbei. 8, 9, 6 mit 7 und 5 schwimmt im Rhein; Es trünkt euch 4, 9, 11, 2, 8; Doch 9, 11, 2, 8, trägt Ehren oft ein, Hat selbst schon die Krone gebracht; 8, 2, 10, 9, 3 ist als Dichter bekannt, Das Ganze bezeichnet ein herrliches Land.

Auflösungen folgen in nächster Nummer.

Auflösungen der Räthsel in voriger Nummer:

Des Königszug: Aber eins bedente jeder, Was er immer thut und treibet, Ob mit Hammer oder Feder Brot er schmiedet oder schreibt - daß die Mühe des Erwerbens ihn sein bestes untergräbt, und am Tage seines Sterbens niemand merkt, ob er gelebt. Sauter. Des Arithmogryphs: Zigeunerbaron, Siege, Beere, Wier, Negler, Ungarn, Geiz, Greiz, Junge, Roggen. Des Logogryphs: Oliba, Solibar. Des Spruchrätthfels: Nicht an die Güter hänge dein Herz, Die das Leben vergänglich zieren, Wer besitzt, der lerne verlieren, Wer im Glück ist, der lerne den Schmerz, (Brant von Messina.)

Druck und Verlag von Otto Henschel in Halle a. S.